

Schon jetzt haben Sie profitiert. Hundert Jahre ist der Todestag Dauthendeys her demnächst, noch dazu 150. Geburtstag, dafür gibt's Zeilengeld. Der eine oder die andere von Ihnen könnte aus seinen, aus ihren Notizen etwas zusammenstellen, hier ein wenig gestrichen, da ein paar Formulierungen umgestellt, dort ein bisschen ausgeschmückt, für ein »Kulturradio«, für eine Zeitung: wie Dauthendey starb. Er war ja mal berühmt, für ein kleines Feuilleton reichs vielleicht auch heute noch. Nun, die Ansprüche jetziger Studenten sollen ja, habe ich mir sagen lassen, nicht sehr hoch sein, vielleicht wird es also kein Feuilleton, weil Sie so ein Wort ja erst einmal richtig schreiben müssten, Sie Schmalspur-Bakkalaureaten, sondern im Internet halt, ein Blog.

[erste Zuhörer gehen]

Es ging doch anders zuzeiten meines – abgebrochenen – Studiums zu: Nicht nur hatten alle dauernd Pappbecher mit Kaffee vor sich stehen, kein Unterschied zum *to go* heutzutage, sondern sie rauchten auch in den kalt gewordenen Bodensatz hinein, nutzten den Pappbecher als Aschenbecher ... Wie war sie doch nervös bei ihrer Antrittsvorlesung, die frischgebackene Professorin damals, als sie dieses Kippe-Kaffee-Asche-Gemisch auch noch trank!

Aber jetzt ist jetzt: Studentinnen und Studenten sitzen mir gegenüber, wie sie heute sind und zu meiner Zeit eher nicht waren. Saturiert, adrett, sehr um ihr Äußeres bemüht, völlig um ihre künftige Anstellung und Einkünfte besorgt. Dummlichwillig, voller Unverständnis, wenn ihnen jemand den allgegen-

wärtigen »Spaß« verderben will. Sind Sie so? Sind es Klischees, Vorurteile, die ich da ausspreche?

Eine von Ihnen immerhin, mit einer dicken Brille, hat mich vorhin schon angesprochen, ihr Interesse bekundet, fleißig, fleißig, Lisa oder Lena, eifrig, eifrig! Nehmen Sie es nicht krumm, vielleicht werden wir uns ja noch gut verstehen ...

Mich sehen Sie ja. Um mein Äußeres vergeblich bemüht. Schlampig gekleidet, grau- und strähnhaarig, gleich in der ersten Vorlesung unrasiert, sorry, wie Sie sagen würden. Ich bin kein Dozent, ich tu nur ein paar Wochen so. Ein Scharlatan.

[Rufe: »Hoho!«  
»Sie doch nicht!«]

Sie haben sozusagen Kröck gebucht, Sie haben, zahlreich erschienen, ein Anrecht auf Friedrich Kröck, und Sie werden Kröck bekommen. Zunächst einmal aber: Es ist mir eine Ehre, hier in Singen zu sein und vor Ihnen zu lesen, zu Ihnen zu sprechen. Ich bin mir des gewissen Wagnisses bewusst, das so eine kleine Stadt, so eine kleine Universität auf sich nehmen, indem sie in diesem Jahr erstmals auch Ihrerseits eine Poetikdozentur einrichten und auf diesem Posten, Herr über eine Doppelstunde einige Wochen lang – jaja, schon lachen Sie gutmütig allesamt – als ersten gleich Kröck ...

[Geschmunzel, einer klatscht]

So greift er denn, werden Sie annehmen, alsbald zu dem Kunstgriff, dessen sich – in Frankfurt, in Leipzig – seine Vorgänger

schon befließigt haben: er spricht über einen anderen. Will seine Poetik wohl an einem berühmten Kollegen aus früherer Zeit exemplifizieren, überraschende Parallelen, lehrreiche Unterschiede, paradoxe Verbindungslinien ... Sei's drum! Ich hoffe, dass ich nicht aus Versehen am Ende durch die bunte Blume Dauthendey nur über mich geredet habe. Ich hoffe, dass mir alles dieses hier gelingen wird, es stand schon mal besser um mich. Dass Sie mir zurufen, wenn ich zu sehr abschweife. Dass am Ende ein kleines Buch daraus wird. Dass ich niemals eines machen werde, das so heißt, wie heute die schöne Literatur eben heißt: »Magrittes Mantel« oder »Dantes Daumen«. Ihr werdet euch noch wundern. Vielleicht wird es sogar überhaupt nur um Kröck gehen und in jedem Fall um furchtbare Dinge.

Ans Werk! Max Dauthendey war ein Exotist. Mit seiner Kindheit und Jugend in Würzburg will ich Sie schon deswegen nicht langweilen, weil sie mich selbst nicht besonders interessiert. Sein Elternhaus war das angesehene Geschäft eines Fotografen, der lange in Russland gelebt hat. Man wollte, dass auch der Sohn Fotograf wird, das Geschäft des Vaters übernimmt ... Lesen Sie das und Weiteres in der Unibibliothek oder im Internet nach! Als Gymnasiast wollte er, statt Abitur zu machen, sich nach Java absetzen. Er lernte sogar ein reichbebildertes Buch über Java gleichsam auswendig. In seinen Träumen war er, ich bringe es mal so auf den Punkt, in Tosari im Tenggergebirge, in Songgoriti und Malang.

Er ist, auch wenn er ein Haus in Würzburg »am Guggelesgraben« bewohnte, später viel gereist, noch später wurde er ein Exotist. Er war nicht nur dies, er war auch vieles andere, er war

ein Mensch, der zeitweise hungerte, dann über seine Verhältnisse lebte, auf großem Fuß lebte, weil er das Gefühl hatte, das stehe ihm als Dichter zu, er war Impressionist, Expressionist – Jugendstil, Symbolismus, ein wenig zwischen allem, Erotiker, Daseins- und O-Mensch-Verzückter, ein eigensinnig von der Schönheit und Vielfalt der Welt als einer »Weltfestlichkeit« Überzeugter und eben auch ein »Exotist«.

Dauthendey schrieb in seinen Tagebüchern und in den Briefen an seine Frau viele, viele, viele Seiten ausführlich und farbig von den Ländern, die er sah: ein froher, begeisterter Tourist. Wenn er in den Fernen Osten kam, standen seine Bücher schon auf den Bücherbrettern der Expats und Kolonialbeamten und ihrer Klubs, er war der Autor zum Thema, der künstlerische Fachmann für ihre Hemisphäre – und dabei war er doch nur als Tourist für einige Tage da.

Natürlich wissen Sie nichts von den Künstlern dieser imperialistischen Jahrzehnte (vielfach wird ja der Ausdruck Imperialismus auf die Zeit angewendet, bevor der Wettkampf der europäischen Mächte um Kolonien, Rohstoffe, Handelswege, Arbeitssklaven schließlich 1914 als Krieg explodierte – Lenin und ihm Folgende nennen dagegen den ganzen überreifen Kapitalismus »imperialistisch«), natürlich wissen Sie nichts von den Künstlern, die sozusagen im Tross der Militärs, Profiteure, Ex- und Importeure und Gouverneure als Touristen in die malerischen fremden Erdteile gelangten und Lust bekamen, sei es zu bleiben, frische Luft und Liebeslust und Freude dort zu haben, sei es, Geschichten von dort zu erzählen, sei es beides.

Sei es Gauguin. Sei es Rudyard Kipling. Sei es, viele Jahrzehnte später, nach den Zeiten des »Kolonialismus«, des »Exotismus«, nun jedoch zu Zeiten des Sextourismus: Kröck. Ich war auch weg, ich war auch dort, der eine oder die andere hier im Saal wird mich gegoogelt haben oder kennt das eine oder das andere meiner Bücher, die ich heute alle lieber nicht geschrieben hätte, die schwer verkäuflichen Kröck-Bücher.

War Dauthendey ein guter, etwa ein *großer* Dichter? Wenn ich in seinen Gedichtbänden blättere, stört mich auf fast jeder Seite so eine Inversion, dieses unbeholfene Verkehrtherumstellen von Subjekt und Prädikat, des Verses und des Reimes wegen ... Seltsam selbstbewusst spricht er von seiner Tätigkeit des Dichtens, etwa so: Als ich heute Vormittag gerade dichtete ... ich setzte mich hin zum Dichten ... Das sagt heut keiner mehr.

Zuerst schrieb er von Deutschland, von Würzburg, von Franken, von seinem Vater, von der Liebe. Später von fernen Ländern und der Liebe, mehr und mehr wurden die fernen Länder und die Liebe sein Markenzeichen. Sein verbreitetstes Buch sind »Die acht Gesichter am Biwasee«, Prosa, die von Japan erzählt, das finden Sie in den verschiedensten Ausgaben, in jedem Antiquariat, in fast jeder Wühlkiste, am Ende gar auch in der grässlichen Buchhandlung Speicher am Markt hier in Siegen; überall nur Kochbücher, wie finden Sie das? Und nirgends ein Buch von mir.

Dauthendey, der Exotist Dauthendey ist nicht das deutsche Gegenstück zu den Autoren geworden, wie Großbritannien, Frankreich viele aufweisen: Schriftsteller des Imperialismus,

übersprudelnd von Abenteuern, ferne Weltgegenden zum Leben erweckend und dabei den Kolonialismus preisend – wie Kipling – oder aber seine Widersprüche, Ungerechtigkeit, hässlichen Züge geißelnd, die Dummheit und den Rassismus in den Clubs der Kolonialherren, wie Joseph Conrad und Somerset Maugham sie zeigten, Edward Morgan Forster oder Orwell in seinem Burma-Buch.

Die Kolonialistenclubs, in deren Gehechel und Gewisper allenthalben die »Eurasierin« geistert: ein Schreckgespenst wie eine monströse Kreuzung von Tieren ... Maugham, Orwell geben den Tonfall des Geflüsters wieder.

Oder Dekker, der sich Multatuli nannte ... Den nenne ich gesondert, er schrieb und geißelte noch ein paar Jahrzehnte früher, griff Ausbeutung und Gewalt im Kolonialismus vielleicht noch schärfer an als die zuvor genannten, und er tat es im Hinblick auf Java, auf die holländische Herrschaft in Java, die kleine große Welt der letzten Jahre Dauthendey's. »Max Havelaar oder Die Kaffeeversteigerungen der Niederländischen Handelsgesellschaft« hieß sein Roman, seine Kampfschrift.

Auch Dr. Carl May wurde ein solcher deutscher Antikolonialist nicht, trotz seines späten Romans »Et in terra pax«, das viele entsprechende Züge hatte und deshalb nicht von jedermann wohlwollend gelesen wurde! Aber Dr. Carl May schrieb auch zu schlecht und hatte sich längst lächerlich gemacht.

Und Dauthendey, der sinnliche, der gut aussehende, eher kleine, leicht pummelige Mann Dauthendey mit seinem schönen Schnurrbart, war eben »nur ein Dichter«, ein ganz verträum-

ter, lieber Mensch. Sehr, sehr naiv, manchmal, so meint man fast, die Rolle eines Naiven spielend oder jedenfalls diese Rolle einnehmend, aber es war doch mehr, glaube ich. Er war lauter. Seine Aufzeichnungen aus Neu-Guinea und Java sind voller Beobachtungen von Ungerechtigkeit und Ausbeutung. An den Klassen- und Rassenkämpfen seiner Zeit nahm er jedoch, wie wir es auch beurteilen mögen, nicht teil.

Er war ein Exotist, er war wohl auch ein Expressionist, wie ein Schmidt-Rottluff oder ein Pechstein ein Mann der überraschenden Farben: nur eben schriftlich: er nennt sie beim Namen. Ein früher Gedichtband hat den Titel »Ultra Violet«. Sein Exotismus ist ein Farbenfeuerwerk. Welche Zeile Sie auch überfliegen mögen in seinem abenteuerlichen Mexiko-Roman »Raubmenschen«, in seinen Asiatischen Novellen, in seinen »Geschichten aus den vier Winden« oder seinen Tagebüchern, jedes zweite Adjektiv ist eine Farbbezeichnung.

»Wie blaugraue Kreisel tanzten die langgezogenen Schatten des Korsos über die abendlichen kupferroten Rasenplätze der englischen Klubhäuser. Weißgekleidete Tennisspieler standen wie helle Gipsfiguren unter den papageienfarbigen Palmen. Das Meer lag neben der Wagenkette wie ein riesiger Silberteich, und die Sonnenkugel war aus dem grünlichen Abendäther wie eine geschälte Blutorange auf die weiße Meeresplatte hingewallt.«

Ziemlich raffiniert sind einzelne Novellen in jeweils einer bestimmten Farbe beleuchtet, blau seine Penang-Novelle, rosa »Der Knabe auf dem Kopf des Elefanten«. Eine schöne DDR-Ausgabe folgt diesem Anliegen mit Holzschnitten in sehr unterschiedlichen Farben.

Für uns werden Tönungen wie diese hier wichtig werden: »Dort oben in den Prunkgärten um die Totentürme stehen jetzt im Abendlicht die Palmschäfte wie rote, verrostete Eisenschrauben.« Ich werde Ihnen noch Farben zeigen, ein schlimmes Weiß, ein schlimmes Rot. Ganz zuletzt, leider, ein Orange.

Max Dauthendey war, um farbenfreudige Dichtung liefern zu können, auf Weltreise. Der Weltkrieg machte ihm einen Strich durch die Milchmädchenrechnung. Sein Kummer war, dass er zurück zu seiner geliebten Frau wollte, ohne die er, wie er nun erst in der ganzen Tragweite begriff und im Wortsinne erfahren musste, nicht leben konnte. Sein Kummer war, dass es ihm über Jahre und auf fast allen nur erdenklichen Wegen nicht gelang, während des Weltkriegs nach Europa zurückzukehren. Das ist in seinen Briefen und in Berichten Dritter anschaulich erzählt; ich lasse am Ausgang ein paar Seiten austeilen – drei sind es für jeden von Ihnen insgesamt: Ausschnitte aus Dauthendeys Briefen und andere Dokumente zu seinen Plänen, per Schiff dort wegzukommen. Zeugnisse seiner Sehnsucht und seiner Traurigkeit. Auch diese Vorlesungsreihe wird ja wie im Falle anderer, angesehener Poetikvorlesender in Bände als ein Band der edition suhrkamp erscheinen, darin wahrscheinlich die, sozusagen, *extended version*, noch ein paar Fakten mehr und einige Seufzer mehr. Dankeschön.

[Geraschel, vereinzeltes höfliches Klatschen]



Reiste er überhaupt gern?

Er ist ja in die Sphäre des Reisens, die Rolle des Reisenden, die Bildwelt farbiger Ferne ein wenig hineingedrängt worden. Die farbige Ferne wurde sehr Mode in den Jahren Max Dauthendeys. Die seinen waren 1867 bis 1918. Das war, wie gesagt, der Exotismus. Es ist Kiplings Zeit. Die Zeit Pierre Lotis.

Dr. Carl May ist zu nennen. Ein Sonderfall insofern, als er, wie vielleicht sogar Sie wissen, in Wirklichkeit gar nicht gereist ist – besser gesagt, erst im Alter, als er mit seinen vielen erlogenen Reisebüchern bereits berühmt und berüchtigt war. Auf ihn komme ich noch zu sprechen.

Pierre Loti – machen Sie sich ruhig zu solchen Namen und Details Notizen, es schadet nichts, wenn Studenten von heute auch ein paar spärliche Kenntnisse erwerben –, Pierre Loti, wie Dr. Carl May Zeitgenosse Dauthendeys, war auf andere Weise wunderbar. Er war wirklich in aller Welt, in Istanbul kann man sein Stammcafé besichtigen. Es ist genauso exotisch-prächtig herausstaffiert wie sein Haus in Frankreich; ein Themen-Haus sozusagen, in dem Loti die einzelnen Räume sei es dem Orient, sei es dem Mittelalter nachempfunden hat; eines der Zimmer, und nicht das kleinste, einer Moschee. Er war anfangs Marineoffizier, auf seine Eindrücke in dieser Zeit geht die Vorlage zu der Oper »Madama Butterfly« zurück. Er bereiste, von Arabien und vom Islam fasziniert, Marokko, Palästina und viele andere Länder. (Und leider nahm er 1900 auch an der Niederschlagung des chinesischen sogenannten

Boxeraufstands teil.) Der westlichen Zivilisation war er müde und abhold und verherrlichte den Orient.

So kam es, dass, als er in einer von ihm organisierten Karawane auf Kamelrücken den Sinai durchquerte, um von Ägypten nach Jerusalem zu gelangen, dies unter mühseliger Vermeidung der schnelleren, direkten Strecke geschah. »Leider ist diese schon entweiht und Jahr für Jahr von zu vielen Müßiggängern aus England und Amerika mit dem Komfort und unter der Obhut besonderer Agenturen durchstreift ... durch die Wüste Petra; für diesen Weg habe ich mich entschieden, weil mich die Führer davon abhalten wollten.« Ob es ihm bewusst war oder nicht: Spleen, Sport, Tourismus, den er doch gerade ablehnte.

Dr. Carl May, so viel sei schon hier gesagt, trieb solches als kalkuliertes Versteckspiel. Er schrieb auf seiner einzigen Orientreise, im Alter, in Briefen und Ansichtskarten nach Deutschland, er sei soeben im »Bischari-Lager, sechs Reitstunden von Schellal in Nubien entfernt«, und das stimmte alles – nur war das »Bischari-Lager« zugleich, ich zitiere Ekkehard Bartsch und Hans Wollschläger, »von Assuan, wo May wohnte, innerhalb einer Viertelstunde zum Preis von fünf Piastern per Reitesel zu erreichen – und schließlich hat er ja nicht behauptet, die sechs Reitstunden selbst zurückgelegt zu haben.«

[Heiterkeit]

Erinnert mich an jemanden in Brasilien, von dem ich gehört habe. Er hat einen Garten am Stadtrand, an dessen Bäumen er Hängematten befestigt hat, in denen zahlende Gäste nachts den Dschungel erleben.

Sie mögen schmunzeln. Dabei zeigen die Beispiele einfach, dass wir die Fremde, das Abenteuer wohl dosiert wollen. Jenseits dessen wird's ernst. Dann ist Heulen und Zähneklappern.

Mexiko war Dauthendeys erstes überaus fremdes und fernes Reiseland. Und da hat er sich dann gleich ein unheimliches Land gewählt. Erdbeben, Vulkane, Gewalt und Totenkult, »Raubmenschen« hieß sein Roman, den er aus alledem destillierte. Vorher und nachher ist er viel herumgekommen. Bevor sein Markenzeichen der Exotismus, Asien, die wilden Farben werden, war er schon in Ihrem Alter, was damals sehr ungewöhnlich war, in St. Petersburg und schon als junger Mensch in vielen weiteren Ländern. Das hieß jedes Mal die Begegnung mit ihm äußerst eindrücklicher Natur, ganz besonders in Schweden, wo er auch seine Frau kennenlernte, eine Schwedin eben.

Während die frühe Episode Mexiko den Dauthendey als einen zeigt, den das Nicht-Europa erschreckt und der schnell wieder zurück will, ist er gleichwohl im Weiteren auf Weltreisen gewesen, seiner Erfahrung aber inne, und deshalb hatte er's gerne wohl dosiert.

In die zweite, ganz große Fernreise 1914 wurde er gedrängt, vom Schnäppchenangebot des Reisebureaus, von finanziellen Problemen, die er mit neuen großen Prosa- und Lyrik-Stoffen besiegen wollte, und von dem Image als Reisedichter, in das er sich hineinmanövriert hatte. Freilich war da auch noch eine seltsame zeitweise Umkehrung seiner Sichtweise: Er konnte laut eigenem Bekunden auf einmal das deutsche Klima nicht mehr ertragen und wollte vom Laub- und Misch- und

Nadelwald wieder zu den Palmen à la Vera Cruz. »Feuerspeiende Berge und ewiger Sonnenhimmel schienen mir die besten Freunde, die ich in der Natur finden könnte. Den deutschen regenverschleierte Wald hatte ich voll Grauen noch im Gedächtnis, und ich wünschte ihn vorläufig nicht wiederzusehen. Ich ging ... nach dem fernsten Osten, nach Java und Neu-Guinea.«

»Vorläufig« hat er da allerdings geschrieben, »vorläufig« wollte er Deutschland nicht wiedersehen.

Ein paar längst fällige Bemerkungen anderer Art! Ihre Kommilitonin Lisa Hanninger hat mich angesprochen, ich möge doch endlich auch ein paar Bemerkungen über meine eigenen Bücher machen! Dies tu ich zum heutigen Abschluss. Ich bin nicht der Literaturwissenschaftler Knut Kröck, das ist mein Bruder. Ich bin Friedrich Kröck, ich kanns nicht ändern. An der unteren Hörsaal tür rechts finden Sie vor, während und nach jeder unserer Doppelstunden einen kleinen Büchertisch der schauerhaften hiesigen Buchhandlung Speicher am Markt mit Friedrich-Kröck-Titeln, die meisten sind aber leider oder Gott sei Dank vergriffen.

Ich habe etliche Romane und Erzählungsbände veröffentlicht und einen Essayband. Mich dafür zu ehren, hat man unterlassen. Schließlich und endlich hat irgendwer mich jetzt mit einem Anerkennungspreis, der Poetikvorlesung in Sigmaringen, gewürdigt.

Zuerst habe ich mit einem Roman auf mich aufmerksam ge-

macht, in dem ich von meiner Zeit in Portugal erzähle. Nicht völlig zufällig war ich als Jugendlicher monatelang Zeuge der dortigen sogenannten Nelkenrevolution, die Ereignisse haben mich – ich war erst siebzehn – wie kaum etwas anderes oder wie nichts anderes geprägt. Mein Buch wurde sehr wohlwollend aufgenommen, die Zeitläufte waren danach.

Ich habe dann diesen bekannten oder berüchtigten Inzestroman verfasst. Wie? Ja, »Inzestroman« ist genau auch der Titel. Wurde ungünstig aufgenommen und viel remittiert.

Im Weiteren war ich weit weg, sah mir Sri Lanka an und lebte einige Jahre erst in Quezon City, Philippinen, dann in Manila, Philippinen; ist sowieso eigentlich ein ununterscheidbares Ganzes, die beiden Städte. Hatte dort eine gewisse Luisa, die hurte, und ich tat nix. Wir wohnten zusammen. Ihr Zuhälter war aber ein anderer. Da und damals entstanden meine Erzählungen über synthetische Drogen, deren Bekanntschaft ich allerdings bei einem nur dreimonatigen USA-Aufenthalt in der Zeit davor gemacht hatte. Im letzten der Texte dieses Bandes ist es aber dann schon der Alkohol, auch über den weiß ich dies und das und habe mich besonders darum bemüht, zu beschreiben, wie genau jemand riecht, der nach Bier riecht; das hatte vorher noch nie jemand so genau versucht.

[Gemurmel, Zischen, ein Pfiff]

Zu meinen zwei Jahren auf den Philippinen gehört eine ähnliche Geschichte, wie die aus Tosari im Tenggergebirge, gehören sehnsüchtige Briefe, ich erhielt sie aus *good old Germany*, meine Freundin Ellen schrieb sie, nun, darüber will ich nix reden,

braucht Sie nicht zu interessieren und interessiert Sie auch eh nicht.

[Beifallsbekundungen]

In Deutschland zurück, wurde ich leider tablettensüchtig und habe darüber geschrieben. Ich wurde älter, Sie sehen mich vor sich, kein Dauthendey mit seinem feschen Schnurrbart! Aus der Zeit in den Tropen hab ich so Sonnenverbrennungen auf der Glatze, schieß der Hund drauf. Heute lebe ich mit einem Stricher aus dem Wendland und einem aus Bulgarien sowie einem Übersetzer portugiesischer Literatur in einer Wohn-gemeinschaft in Hannover. Meine Bücher seit »Inzestroman« wurden nicht mehr besprochen.

Die Vergabe der Poetikvorlesung hier in Siegburg an mich war vermutlich ein Versehen.

[»Hundertpro!«]

Jedenfalls hat die Jury, hat der letztlich die Wahl entscheidende Leiter der Sparkasse gewiss keine Zeile von mir gelesen. Im Hörsaal-ingang, wie gesagt, finden Sie einige wenige Titel von mir, die anderen können Sie aber mit wenig Mühe über das Internet kaufen. Sie kennen sich da ja besser aus mit. Sei es eben mit deutlichen Gebrauchsspuren, der Einband berieben.